



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Alumneumserinnerungen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Alumneuserinnerungen

(Schluß)



Das Mittagessen bestand an allen Wochentagen aus Fleisch und Gemüse, Sonntags aus Braten und gedünstetem Obst oder Salat; nur Freitags gab es, nicht immer, aber meist, Milchreis oder Milchhirse. Das Essen war im ganzen gut, aber — es war herzlich wenig. Die Bambeln klagte fortwährend, daß sie mit der geringen Summe, die sie vom Rat bekam, nicht auskommen könnte — ich glaube, sie erhielt für das Mittagessen von zweiunddreißig Jungen täglich 1 Thaler 20 Neugroschen! —, aber ihre Klagen halfen ihr nichts. Leidlich gut mußte das Essen ja sein, denn der Kollaborator bekam jeden Tag genau dasselbe wie wir, natürlich eine schöne, reichliche Fleischportion, um die ich ihn manchmal beneidet habe, wenn ich es zufällig in der Küche mit ansah, wie sie für ihn zurechtgeschnitten wurde, aber das Gemüse konnte doch auch nicht viel anders zubereitet sein, als das unfrige. Ich muß es der guten Bambeln nachrühmen, daß sie mit den geringen Mitteln das Menschenmögliche geleistet hat, und das, obwohl in den acht Jahren, wo ich auf dem Alumneum war, nicht ein einzigesmal irgendwelche Kontrolle des Essens durch die Behörde stattfand.

Äußerst fein ausgedacht war die Art der Austeilung des Mittagessens. Geessen wurde in demselben Raume, wo die Arbeitsstunden abgehalten wurden, im großen Auditorium. Während wir aber beim Arbeiten an vier Tafeln verteilt waren, wurden beim Essen nur drei benutzt. An jeder Tafel saßen zehn, an der ersten Tafel der erste, der vierte, der siebente u. s. f. Die beiden letzten, die übrig blieben, wanderten Woche für Woche von einer Tafel zur andern, sodaß jede Tafel nur aller drei Wochen wirklich zehn, die beiden andern Wochen elf Esser hatte. Die beiden kleinen Wandrer, die so von Tisch zu Tisch geschoben wurden, hießen „Kursjer“ (cursores). Nun wurde jeder Tisch wieder eingeteilt in drei „Obere,“ zwei „Gleichmacher“ und fünf oder, je nachdem, sechs „Untere.“ (Daß man für Gleichmacher nicht „Aquator“ sagte in einer Umgebung, in der doch so vieles lateinisch benannt wurde, hatte wohl keinen andern Grund, als daß Aquator schon in der Geographie als terminus technicus Verwendung gefunden hatte). An der Seite des Zimmers stand

noch ein kleinerer Tisch, der Gleichmachertisch. Wenn es nun zum Essen geklingelt hatte, brachte die Maari zunächst in zwei großen Zinnschüsseln, von denen die eine noch in einer dritten, leeren stand — drei volle hätte sie nicht tragen können —, das Fleisch aus der Küche und setzte es auf den Gleichmachertisch. Nun kamen die beiden Gleichmacher des Tisches, der die Woche hatte, und machten sich zunächst an das schwierige Geschäft, das Fleisch aus den zwei Schüsseln auf drei zu verteilen. Dann kam der Primus des Tisches, der in dieser Woche die erste Wahl hatte, womöglich begleitet von den beiden andern Obern, und suchte sich die Schüssel für seinen Tisch aus, dann folgte der nächste, und die übrigbleibende Schüssel erhielt der Tisch, der die Gleichmacher gestellt hatte. Nun erst, wenn das Fleisch auf den Tischen stand, wurden die einzelnen „Parten“ gemacht, an jedem Tische fünf größere, für die Obern und für die beiden Gleichmacher, und fünf (oder sechs) kleinere, für die Untern. Dabei machte der zweite Gleichmacher die obern Parten, hatte also den denkbar stärksten Anlaß, die Parten völlig gleich zu machen, denn er bekam, wenn es nun ans Aussuchen ging, von den fünf den letzten; der erste Gleichmacher machte die untern Parten, hatte also wenigstens den denkbar schwächsten Anlaß, sie ungleich zu machen, denn er selber hatte ja keinen Teil daran. Während so das Fleisch zerlegt wurde, brachte die Maari im Schweiße ihres Angesichts in einem mächtigen, blanken kupfernen Topfe das Gemüse herein, und setzte es wieder auf den Gleichmachertisch. Einer von den sechs Gleichmachern, der die Woche hatte, ergriff den großen Schöpflöffel, der im Topfe steckte, und nun traten die Tischultimi der Reihe nach heran, ließen erst eine kleine Schüssel für die drei Obern füllen, dann die inzwischen leer gewordene Fleischschüssel für die übrigen sieben, und nun begann an den Tischen wieder das Austeilen in die Teller. Das Ausgeben aus dem großen Topfe war eine überaus schwierige Sache. Das Kunststück bestand darin, so durchzukommen, daß es bei der letzten Schüssel weder knapp herging, noch etwas übrig blieb. Der vorsichtigste Teilungsplan aber wurde nicht selten dadurch vereitelt, daß die eine oder andre Schüssel der Obern wieder an den Topf zurück geschickt wurde, vom Tischprimus mit dem zornigen Zurufe begleitet: „Mehr dickes!“ oder auch: „Mehr dünnes!“ Dann verbreitete sich zuweilen bei der letzten Schüssel die Schreckenskunde: „Er hat sich vergeben!“ und die Schüssel mußte in die Küche wandern, um noch etwas nachzuholen, was dann freilich gewöhnlich „mehr dünnes“ war. Dies alles aber ging, dank der Übung, dem Scharfblick und dem gesunden Hunger aller Beteiligten, viel schneller vor sich, als ich es hier beschreiben kann. Die Freitagsschüsseln mit dem Milchbrei wurden gleich angerichtet und schön mit brauner Butter übergossen und mit Zucker und Zimmt bestreut aus der Küche gebracht. Die großen wurden ausgeteilt, die kleinen gleich aus der Schüssel gegessen, nachdem die zuckrige Oberfläche kunstgerecht in drei gleiche Ausschnitte zerlegt war. Dabei suchte jeder die im

Zentrum befindliche Butter durch kleine Gruben und Kanäle möglichst nach seinem Drittel zu leiten. Sehr beglückt waren wir gerade nicht von diesen Freitagschüsseln. Wer von den Obern bei Kasse war, ging Freitags lieber auf den Markt zu „Felsner“ und gönnte sich ein Beefsteak.

Zu den Strafen, mit denen ein Unterer von einem Obern belegt werden konnte, gehörte auch das „Kariren“ (carere). Man bekam dann nichts zu Mittag und mußte während des Essens an der Thür des Esssaales stehen und zusehen. Es kam ja nicht gerade allzuhäufig vor, und namentlich einen, der mit an seinem eignen Tische saß, wagte wohl nicht leicht ein Oberer zum Kariren zu verurteilen, es hätte ja so ausgesehen, als ob er sich selbst damit eine größere Part machen wollte; aber es kam doch häufig genug vor, um mir als eine besondere Grausamkeit im Gedächtnis bleiben zu können; namentlich auch der Kollaborator bestrafte gern mit Kariren. Was würde manche Mutter gesagt haben, wenn sie daheim an ihrem Mittagstische gewußt hätte, daß ihr armer Junge jetzt an der Thüre stehen und hungern mußte!

Nach dem Mittagessen gab es für den Rest des Tages nichts weiter als — trocknes Brot. Einen Tag um den andern schleppte die Maari vor dem Mittagessen einen Tragkorb mit zweiunddreißig neubackenen Zweipfundbrotten herbei, von denen immer je zwei zusammengebacken waren, sodaß sie über der Tischkante aus einander gebrochen werden mußten. Das war unsere ganze weitere Nahrung! Unterschiede wurden dabei weiter nicht gemacht, der achtzehnjährige wie der neunjährige bekam jeder täglich sein Pfund Brot. Das Brot war sehr gut, aber es war doch eben nur Brot. Wer Butter oder Fleisch dazu haben wollte, mußte sichs kaufen, wenn ihm nicht, was allerdings vielfach geschah, aus dem Elternhause von Zeit zu Zeit ein Butter- oder Wurstkistchen geschickt wurde. An heißen Sommernachmittagen war es beliebt, sich zum Vesper eine „Mährde“ zu machen. Es war das eine Wasserkaltschale: man krümelte sich eine Schüssel voll Brotkrume und rührte sie mit Wasser ein, indem man für drei oder vier Pfennige Syrup zugoß. Wer sich bis zur „Biermährde“ versteigen wollte, bekam in einer Brauerei gleich hinter der Kreuzkirche für wenige Pfennige ein Köfel Braumbier. Denn zu trinken gab es offiziell das ganze Jahr über nichts als Wasser — Kreuzbrunnen. In den ganzen acht Jahren meiner Alumnizeit ist nicht ein einzigesmal ein Schluck Bier auf unsern Eßtisch gekommen! Während des Essens standen auf den Fensterbrettern die Wasserkrüge aus den Kammern, die die Ultimi, wie vor jeder Arbeitsstunde, so auch vor jedem Mittagessen am Brunnen frisch gefüllt haben mußten. Jeder, der vom Essen aufstand, ging ans Fensterbret und labte sich, nachdem er sich den Schnabel gewischt oder auch nicht gewischt hatte, durch einen Trunk aus dem Krüge. Gläser hatten wir nicht.

Zweimal im Jahre gab es eine kleine Weinspende. An dem Tage, wo die konfirmirten Alumnen vormittags zur Kommunion gewesen waren, wurde

mittags aus dem königlichen Kufenhause eine Lase Rotwein — Meißner Gewächs — geschickt, wohl auch in Folge einer alten Stiftung. Aber die glücklichen Empfänger waren nur — die beiden Präsekte. Die hielten für diesen Tag eine Anzahl leerer Weinflaschen bereit, die sie sich irgendwo zusammengeschnürt hatten, und füllten die Lase schleunigst auf die Flaschen. Waren es noble Kerls, so bekamen natürlich die guten Freunde ein Glas davon; aber es gab auch schäbige Kerle, die am liebsten alles allein gesoffen hätten. Die zweite Weinspende, von etwas Kuchen begleitet, traf gewöhnlich einige Tage nach dem Palmsonntagskonzert ein — eine Belohnung, die, wie mir heute scheinen will, nicht entfernt dem entsprach, was wir geleistet hatten; damals waren wir aber sehr vergnügt darüber.

Willkommene Abwechslung brachten, wie in das Einerlei der Schule, so auch in das der täglichen Verköstigung die Ferien. Von allen Schulferien hatten wir Chorschüler immer nur die Hälfte, da der Chordienst natürlich ununterbrochen fortging und versorgt werden mußte. Wer zu Ostern in die Ferien ging, mußte zu Pfingsten dableiben, wer zu Michaeli gewesen war, konnte nicht zu Weihnachten gehen, und die vierwöchentlichen Sommerferien wurden halbirt. Wir empfanden das aber durchaus nicht als Opfer oder Beschränkung, im Gegenteil, es war nie so hübsch auf dem Mumneum wie in den Ferien, und die Motette, die jedesmal nach der letzten Schulstunde vor den großen Ferien oben in der ersten Kammer angestimmt wurde, nachdem alle Fenster aufgerissen waren (wir konnten sie alle auswendig, es war: „Lobet den Herrn, ihr Heiden“), wurde von allen mit demselben Jubel gesungen, gleichviel, ob sie jetzt oder erst zwei Wochen später ausfliegen konnten. So oft wir diese Ferienmotette fangen, habe ich stets die Extraner bedauert, die stumm aus der Schule liefen, stumm, denn Reden und Schreien ist nicht Singen; unsre Motette, das war die einzig wahre Feriensprache, wir mußten sie singen, wir konnten gar nicht anders! Gott, wenn man sich noch einmal so freuen könnte!

In den Ferien fiel früh und abends die Arbeitsstunde weg und wurde auf den Vormittag verlegt. Da konnte man richtig ausschlafen, man konnte sich seinem Herbarium, seiner Steinsammlung, seiner Siegel Sammlung widmen. Einer hatte einmal sein Herbarium tagelang im Arbeitssaale ausgebreitet, sodaß ein anderer endlich, den Dresdner Stadtrat parodirend, an einem Stöckchen eine Papptafel an den Tisch hing mit der Aufschrift: „Diese Anlagen werden dem Schutze des Publikums empfohlen.“ Vor allem aber gab es in den Ferien auch beim Essen einmal eine Abweichung von der täglichen Gewohnheit. Da war zunächst in jeder Ferienhälfte ein Tag, wo es gar kein Mittagessen, sondern statt dessen „Eßgeld“ gab. Die Küche sollte doch auch einmal wissen, daß Ferien wären. Da nur die Hälfte, bisweilen nur die kleinere Hälfte, vierzehn, sogar bloß dreizehn im Hause waren, aber die volle Summe für alle

zweiunddreißig gezahlt wurde, so kamen auf den Einzelnen — natürlich wurde abgestuft — doch immer dreißig bis fünfzig Pfennige. Aber wie verfehlte dieses Pfgeld seinen Zweck! Von Küchenferien war keine Rede, aber statt einer Köchin gab es nun ein Duzend Köche. Was konnte man mit vierzig Pfennigen nicht alles anfangen! Da lief jeder und kaufte ein: gehacktes Rindfleisch, Butter, Kartoffeln, eine Gurke, und jeder war für diesen Tag sein eigener Koch. Auf dem Küchenherd und auf Spirituslampen wurde gekocht und gebrätelt, daß es eine Lust war, sogar über dem Zylinder einer Öllampe wurde versucht, auf einem dünnen Blechteller ein Beefsteak zu braten! Und wie köstlich schmeckte alles an diesem Tage!

An einem andern Ferientage gab es statt des gewöhnlichen Mittagessens — Käsekeulchen. Die Bambeln war als Käsekeulchenbäckerin berühmt in der ganzen Umgebung des Schulhauses. Sie buk dann nicht bloß für uns, sondern gab ihre Kunsterzeugnisse gegen ein Billiges auch über die Straße an die Nachbarn ab, und auch wir begnügten uns nicht mit der uns zustehenden Anzahl, sondern kauften uns immer noch etliche dazu, schickten wohl auch den Eltern eine Probe. Etwas so Köstliches habe ich aber auch in meinem Leben nicht wieder gegessen. Es ist nicht die alles verschönernde Zeitferne, die mir dieses Gebäck mit einem solchen Nimbus umgiebt, es war wirklich etwas Besondres. Aus dem Teige wurden mit einem Trinkglase kleine, runde Keulchen abgestochen — wir standen natürlich dabei und sahen zu, es war ja höchst lehrreich —, die wurden dann in einen großen Topf mit kochendem Fett geworfen, und während sie darin schwammen, quollen sie zu großen, lockern Bällen auf, die unbeschreiblich schön schmeckten. Das Rezept zu dem Teige war das Geheimnis der Bambeln. Ich habe mich vergeblich bemüht, es ihr für meine Mutter zu entlocken, sie war nicht dazu zu bewegen, es herzugeben.

Einigemal im Jahre gab es gegen Abend eine besondere „Speisung“, worauf dann die Arbeitsstunde ausfiel. Auch diese Speisungen waren offenbar Stiftungen. Verköstigt wurden wir dabei stets mit Schweinebraten, und zwar kam auf jeden Tisch eine ganze Schweinskeule, deren Schwärtchen die Bambeln in lauter kleine Quadrate zerschnitten hatte, die sich braun und knusprig von dem weißen Fettgrunde abhoben. An Aufessen war nicht zu denken; an diesen Abenden wanderten alle Teller in die Schränke, mancher labte sich noch nach zwei Tagen daran. Eine dieser Speisungen war besonders merkwürdig, wir nannten sie die „Mitten-wir-im-Leben-sind-Speisung.“ Der fromme Stifter hatte die seltsame Bestimmung getroffen, daß vor dem Essen jedesmal das Gesangbuchslid: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen“ gesungen werden sollte, und daran wurde auch getreulich festgehalten. Nun hatte das Lied zwar nur drei Strophen, aber die waren sehr lang, und dazu kam, daß uns die Melodie ganz fremd war, denn das Lied wurde beim Gottes-

dienst nie gefungen. Wir mußten also stets die Choralbücher zu Hilfe nehmen. Da standen wir denn alle zweiunddreißig und würgten uns mit Todesverachtung durch die drei langen Strophen hindurch, während die Augen zwischen Gesang- und Choralbuch und dem schon auf dem Tische stehenden duftenden Schweinebraten hin- und hergingen! Um dieses einen Wildes willen — daß man das zu seinen Erinnerungen zählen kann, lohnt sichs, Alumnus der Kreuzschule gewesen zu sein!

Zu Martini war „Gänsepeisung.“ Da erschien auf jedem Tische eine gebratene Gans. Wie bei dieser Gelegenheit die Gleichmacher ihres Amtes gewaltet haben, ist mir nicht mehr in der Erinnerung; vermutlich nicht ganz kunstgerecht, aber geschmeckt hats uns auch.

Dreimal endlich im Jahre gab es früh statt des üblichen Dreierbrothens ein etwas üppigeres Backwerk, nämlich am ersten Feiertage der drei hohen Feste. Wenn wir da vom Turmsingen herunter kamen, standen im großen Auditorium auf den Arbeitstischen drei große Kuchenbretter mit frischem, eben erst aus dem Ofen gekommenem Rosinenkuchen von Zollesdicke. Die Gleichmacher hatten sich für diesen Tag mit einem Bindfaden versehen, womit die Kuchen erst sorgfältig der Länge und der Breite nach gemessen wurden; dann wurde der Bindfaden in gleiche Teile zusammengefaltet, darnach die Kuchenteile abgepaßt, und nun erst trat das Messer in Thätigkeit. Zu Weihnachten lagen statt der Kuchen zweiunddreißig allerliebste Miniaturstollen auf den Brettern — für Exemplare in Folio zu sorgen blieb dem Elternhause überlassen. Da begann dann freilich dasselbe Aussuchen wie bei den Dreierbrothen, der erste Präsekt hatte die Wahl aus zweiunddreißig! Glücklicherweise blieben hier wenigstens die Hände aus dem Spiel; selbst die Hundemama, die doch sonst alles gern betastete und beschnoberte, mußte sich hier mit dem durchdringenden Scharfblick ihrer Brillenaugen begnügen.

* * *

Warum ich alle diese Kleinigkeiten so ausführlich erzählt habe? Nun erstens, weil ich dachte, daß ich den alten Alumnus, nicht bloß der Kreuzschule in Dresden, sondern auch anderer Schulen, die Alumneen haben, und auf denen vor dreißig, vierzig Jahren gewiß noch ähnliche Zustände bestanden haben, eine kleine Freude damit machen würde. Sie sollen sagen: Ja, so wars, genau so wars! Und sie werden so sagen, denn wahrheitsgetreu bis ins Kleinste hinein zu schildern bin ich redlich bemüht gewesen; das wird auch der, dem die Dinge fremd sind, herausfühlen. Aber ich habe nur Alumneuserinnerungen erzählen wollen, keine „Schulgeschichten,“ obwohl ich von denen doppelt so viel hätte erzählen können. Gegen Schulgeschichten bin ich etwas mißtrauisch, und ich würde es, glaube ich, selbst gegen meine eignen sein, denn das Dichterwort: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein ver-

altet nie“ scheint mir auf die meisten Schulgeschichten nur in seinem Vorder-
 sage zu passen. Von diesen Alumnenserinnerungen aber möchte ich im
 Gegenteil, daß nur der Nachsatz gelte, und das ist der zweite Grund, weshalb
 ich sie aufgeschrieben habe: nach abermals drei bis vier Jahrzehnten wird ja
 niemand mehr eine Ahnung davon haben, wie es einst auf einem Alumnium
 zugegangen ist. Wir waren gerade noch zu einer Zeit da, wo in Verbindung
 mit dem alten Schulhause, dem alten „Kasten,“ wie wir sagten, und unter
 seinem konservirenden Schutze noch eine Menge von Einrichtungen bestand, in
 denen sicherlich, wenn auch in noch so abgeschliffener und abgebläster Gestalt,
 alte Klosterschuleinrichtungen fortlebten, und die durch die Erbauung des
 neuen Hauses gewiß größtenteils hinweggesetzt worden sind. Daß diese Ein-
 richtungen nicht ganz vergessen werden möchten, das war mein zweiter Wunsch,
 denn sie bilden in ihrer Art doch auch ein Stücklein deutscher Kulturgeschichte.
 Endlich aber habe ich auch an die heutigen Alumnien dabei gedacht, die es
 gewiß viel besser haben, als wir es unsrer Zeit gehabt haben, und die aus
 diesen Aufzeichnungen lernen mögen, was sie wahrscheinlich gar nicht wissen:
 wie gut sie haben!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Flaubert und George Sand während des deutsch-französischen
 Krieges. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der deutsch-französische Krieg
 mit seiner gewaltigen Begeisterung und seinen weltgeschichtlichen Folgen einen so
 verschwindend geringen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Litteratur aus-
 geübt hat. Man hätte nach solchen unerhörten Ereignissen eine Wiedergeburt des
 deutschen Geistes und der deutschen Kunst erwarten sollen, und man ist tatsächlich
 nach zwanzig Jahren auf diesen Gebieten nicht viel weiter gekommen, als man schon
 vor dem Kriege war. Viele wollen sogar statt eines zielbewußten Fortschrittes ein
 unsicheres, ratloses Umhertasten, einen unzweifelhaften Rückschritt erkennen und ver-
 sechten die Ansicht, daß heutzutage selbst siegreiche und ruhmvolle Kriege nicht mehr
 erhebend, sondern lähmend auf die Schaffenskraft des künstlerischen und litterarischen
 Lebens einwirken. Diese verderblichen Folgen hätten sich aber am schwersten in
 Frankreich äußern müssen, und daß dies der Fall ist, wird man kaum behaupten
 können. Wenn wir von den unzähligen Erzeugnissen der Revanchelitteratur absehen,
 die jahrelang wie ein Schlammvulkan ihre giftigen Machwerke über das Land
 schüttete, so müssen wir doch eingestehen, daß die unerwarteten Schicksalsschläge, die
 schweren Heimtuchungen, die daraus entstehende pessimistische Stimmung und der
 Rückschlag von der Selbstvergötterung zur Selbstzerfleischung wie ein befruchtender
 Gewitterregen auf viele Geister in Frankreich eingewirkt hat.